

WILLI KOLLO

„Vergangenes

ist nicht vergessen...“

IMPRESSUM



Urheberrechtlich konkretisierende Neuauflage der beim Schott-Verlag 2008 veröffentlichten Ausgabe unter dem Titel „Als ich jung war in Berlin...“.

Marguerite Kollo = Mitverfasserin und Mitautorin des hier vorliegenden Gesamtwerkes. Siehe Erklärung im Nachwort.

© 2024 Willi Kollo, Marguerite Kollo

Coverdesign, Satz & Layout von: Marguerite Kollo, nach einem Aufsatz auf dem Ehrengrabstein Walter Kollos zum 125. Geburtstag 2003, designed von dem Bühnenbildner und Maler Mihail Tchernaev (1946-2022) – Musikalisch-literarische Feier mit diversen Künstlern, gesendet vom RBB 2003.

Herausgegeben von: Marguerite Kollo

Alle Bilder im Innenteil entstammen dem Kollo-Bildarchiv.

(Edition KoWiMa = Namensgebung für die gemeinsame Autorenschaft Willi und Marguerite Kollo im familiären Innenbereich)

Hardcover - ISBN 978-3-384-24324-9

E-Book – ISBN 978-3-384-25714-7

Druck und Distribution im Auftrag der Autoren:

tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg,
Deutschland

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte sind die Autoren verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig.

Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autoren, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressum-service", Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland.

Inhalt

Vorwort von Willi Kollo.....	7
Im Sarg meiner Großmutter <i>Willis Geburt in Königsberg und seine Ankunft im Berlin des Jahres 1907</i>	12
„Ich bin also gar nicht wirklich Kollo.“ <i>Herkunft der Familie.....</i>	24
Erste Lieder und erste Liebe <i>Walters Anfänge in Königsberg und Stettin.....</i>	39
In der Kaiserstadt Berlin <i>Walter und Maries Ankunft in Berlin – Erste Erfolge.....</i>	49
Berliner Sommernachtstraum ... <i>Berliner Theaterleben – Zeiten des Friedens.....</i>	76
Zwischen Skylla und Charybdis <i>Eheprobleme der Eltern und musikalische Anfänge des kleinen Willi.....</i>	99
Nicht nur schöne Aussicht auf die Hamburger Alster <i>Walters erstes eigenes Theater und Willis sensible Kindheitserfahrungen.....</i>	117
Mit dem Rohrstock hinaus ins Leben <i>Willis erste, grausame Schuljahre.....</i>	141
„Immer feste druff!“ <i>Der Erste Weltkrieg.....</i>	167
Walter Kollo auf der Höhe seiner Kunst <i>Die tolle Kom tess und Drei alte Schachteln.....</i>	195
„Herr Baron von 44“ <i>Willis Schulzeit im Internat in Blankenburg am Harz – Ende des Ersten Weltkrieges.....</i>	228

„Als ich dieses Stück gemacht, habe ich nur an dich gedacht“	
<i>Noch ein Theater – von Walter für Alice Hechy.....</i>	258
Entdeckung eines jungen literarischen Talents	
<i>Willis berufliche Anfänge.....</i>	271
Die zwanziger Jahre, wild und leichtsinnig	
<i>Theater, Kabarett, Film – und der Schwanengesang der Weimarer Republik</i>	297
„Alle Feuer dieser Welt“	
<i>Machtergreifung.....</i>	316
„Mein Engel geht schweigend neben mir“	
<i>Willi Kollo und die Nazis.....</i>	342
Zur alten Liebe	
<i>Nach dem Zweiten Weltkrieg in Hamburg.....</i>	373
■	
ERGÄNZUNG DES KÜNSTLERISCHEN	
LEBENSLAUFES DES AUTORS WILLI KOLLO	
Tochter Marguerite berichtet	
<i>wie es weiterging. Die zweite Hälfte</i>	
<i>eines erfolgreichen Künstlerlebens.....</i>	384
■	
Erklärendes Nachwort von Marguerite Kollo.....	390
Begriffserklärungen.....	394
Namensregister.....	400
Werbung:	
„Solang noch Untern Linden“ – Spielfilm	
Gedichte von Willi Kollo – „Ein Lachen klingt, ein Lächeln schweigt“-	
Buch	
„Friedrich der Große – Die Kunst zu überleben“ - Buch	
■	

Vorwort

von Willi Kollo

Man hat mir oft angetragen, ich solle über das Leben meines Vaters, des Berliner Operetten-Komponisten Walter Kollo, schreiben. Wie könnte ich das, außer, ich schreibe über mich. Ich kannte ihn nur als einen, allerdings gravierenden Bestandteil meines eigenen Daseins. Darüber kann ich Authentisches berichten. Was vor mir war, das kann ich nur wissen aus gelegentlich hingeworfenen Worten anderer, die plötzlich wie Wetterleuchten die Vergangenheit erhellten; aus Fragen, die ich meinen Eltern stellte und auf die ich lakonische, ungeduldige, ironische, jedenfalls meist unzureichende oder gar keine Antworten bekam, denn sie waren ausschließlich mit ihrer Gegenwart beschäftigt. – Über seinen Vater zu schreiben, welch arrogantes Unterfangen! Überhaupt über irgendeinen Menschen zu schreiben, auszusagen, zu vermuten, gar zu urteilen! Ebenso gut kann man es unternehmen, das Meer in seiner Hand zu halten. Wie viele Strömungen bewegen einen Menschen von innen und ebenso unübersehbar vielfältig von außen, bis er wird, was er wird; bis er ist, was er ist!

Wie *ich* aber meinen Vater sah in Bezug auf *mich*, wie er *mir* erschien, erscheinen *musste*, welche Wirkung er auf mein Dasein ausübte und wie er daher wohl auch wirklich *war* –. darüber kann ich schreiben und will es tun. Ob das Bild allerdings dem neugierigen Leser gefällt, ob er es sich so oder anders erwartet hat, dafür kann ich keinen Garantieschein bieten. Ich könnte höchstens versichern, dass ich ihm näher war als andere und dass ich genug kritischen, aber auch liebevollen Blick besaß, besitze, um sagen zu können: so war er wohl.

Trotz der langen Zeit, die vergangen ist, ist in mir noch immer alles sehr aktuell. Weil überhaupt alles, Gutes und Schlechtes, seit meiner Kindheit in mir aktuell geblieben ist, wie in einem Gefrierfach, oder besser: in einem Thermostat, der die spezifische Wärme bewahrt. Es wird mir heute „Beleidigungslust“ vorgeworfen. Vielleicht ist das richtig. Aber es dürfte auch zu begreifen sein, wenn man mein Leben, meine Kindheit, meine Jugend kennt. Es ist die Beleidigungslust eines Menschen, den Peter Sachse in einem Programmheft des Charlott als „sanften Chansonnier am Flügel“ beschrieb. Als ich Kind war, kam mir der begründete Verdacht, es könne sich bei den Erwachsenen um ziemlich suspekte Exemplare handeln. Eine klare Ansicht fiel mir schwer, dazu verbargen sie ihre Miserabilitäten zu geschickt. Heute ist das einfacher, denn die Menschheit, von sich selber überwältigt, bekennt sich selbst dazu. Aus dieser Quelle stammte diese meine Beleidigungslust, die Lust zu sagen, wofür man den Anderen hält. Es kann nur dabei bleiben, denn dergleichen gewöhnt man sich schwerer ab als das Rauchen. Es war ja auch „Beleidigungslust zu hohen Preisen“.

Man liest schon aus dem Beginn heraus, dass es sich hier um ein Buch nicht ohne „Bissigkeit“ handelt und dass ich das Berliner Gras nicht über meinen Vater wachsen zu lassen gedenke. „Wenn über einem Trümmerhaufen schon lange Gras gewachsen ist, kommt sicher ein Kamel gelaufen, das alles wieder runterfrisst.“ (Wilhelm Busch)

Wie dem Lesenden, so kommt vor allem auch dem Schreibenden mehr als einmal der Gedanke: Soll man das alles erzählen? Kann man es erzählen? Um diese Frage zu klären, schreibt man. Es gäbe sonst keinen Anlass. Es werden viele Romane geschrieben, in

denen die „Wahrheit“ je nach künstlerischem Vermögen hart oder liebenswürdig abgemildert dargestellt wird. Stets bleibt es ein Roman. Ein gelebtes Leben, durchsetzt von den vielen Menschen, die gelacht, geirrt und gelitten haben, die über Namenlosigkeit hinaus auch „seinen Namen“ hatten, ein solches Buch ist etwas anderes, wie ich finde Darstellenswertes.

Die Menschen, von denen dieses Buch handelt, sind fast alle tot. Mehr, sie sind „schon lange tot“. Das Leben hat sein eigenes Zeitmaß. Von einem bestimmten Abschnitt an, wird es Geschichte, mit all dem, was in ihm geschah. Ich selber – ich spüre es – bin mit dem, was ich darin repräsentiere, Geschichte. Es ist nicht nur *mein* Leben, das ich erzähle, es ist ein wesentlicher Teil des Lebens der *anderen*; es ist mit ihnen abgeschlossen. Über ihren Gräbern weht der Wind, erheben sich neue Frühlinge; wo der Leierkastenmann auf Hinterhöfen über sie hinwegspielte, rast nun, dunkel und schneller als der Schall eines Düsenflugzeugs, das Vergessen.

Man kann und man soll erzählen, was so lange her ist, was zu Geschichte, was längst eine Geschichte geworden ist, damit Vergangenes möglichst nicht vergessen werden kann.

Auch gibt es im Übrigen in meinem fortgeschrittenen Alter keinen Grund, nicht die Wahrheit zu schreiben; auch keinen Grund, die Wahrheit nicht zu schreiben. Falls man überhaupt zum Schreiben noch Lust – seine einzige Motivation – verspürt. Ich denke da an die drei Stufen Tucholskys:

Die erste heißt: reden – überzeugen, gewinnen wollen;
die zweite: schreiben – die ewige Einrede ausschließen;
die dritte: schweigen.

Wer noch biographisch denkt, ist noch nicht völlig weise.

Das Geburtsdatum meines Vaters Walter Kollo wird in biographischen Quellen unterschiedlich angegeben. Vielleicht sollte ein Buch über ihn damit beginnen, weil es für seine Persönlichkeit überaus bezeichnend ist. Ich entsinne mich, monatelang auf seinem Schreibtisch Anfragen des Brockhaus und anderer Verlage herumliegen gesehen zu haben; dann waren es Mahnungen in sehr höflichem Ton; bald wurden es eindringliche Bitten, und schließlich brachten die Anfragenden ihre Verwunderung darüber zum Ausdruck, dass er nicht zu bewegen war, seine Daten und Personalien kurz anzugeben, wobei sie nicht unterließen, auf seine namhaften Kollegen hinzuweisen; Lincke, Lehár oder auch Künneke, die sämtlich ihren biographischen Verpflichtungen „unverzüglich nachgekommen“ seien. Es interessierte ihn nicht. Ich glaube nicht, dass er sich jemals einen längeren als kurzen Gedanken darüber gemacht hat, was sein werde, wenn er nicht mehr sein wird. Die Nachwelt ging ihn nichts an. Er hielt sich nicht für jemanden, der Anspruch auf Nachruhm hat. Er lebte in *seinen* Tagen; für sie schrieb er; sie stellte er dar, und zwar, wie man noch sehen wird, durchaus „kulturhistorisch“. Wer sich die Mühe machen wollte, würde aus seinen Kompositionen unfehlbar den Charakter der Zeitabschnitte erkennen, in denen sie entstanden. „Untern Linden, untern Linden gehen spazier’n die Mägdelein“ klingt anders als „Solang noch Untern Linden die alten Bäume blüh’n“, in dem schon etwas Trotziges, Protestierendes, etwas Überleben-Wollendes klingt, denn das eine wurde *vor*, das andere *nach* dem Ersten Weltkrieg geschrieben.

Meines Vaters Phänomen liegt darin, alles erreicht zu haben, was er an keinem Tag seines Lebens bewusst gewollt hatte.

Die wahre Fruchtbarkeit „will“ nicht, sondern sie streut achtlos und wie zufällig den Samen hierhin und dorthin, unbekümmert darum, welches Korn tragen und welches verderben wird. In summa hatte er am Ende seines Lebens ein musikalisches Bühnenwerk hinterlassen, das sich auch vor Meistern sehen lassen kann; er hat die GEMA, eine der mächtigsten sozialen Institutionen auf dem Gebiet der Kunst, an der Richard Strauss, Carl Orff und die kleinen Schlagermacher gleichermaßen Anteil haben, wesentlich mitbegründet, denn ohne seine unerhörte Popularität hätte sie unmöglich so schnell und breit Fuß fassen können. Schließlich trägt eine Straße in Berlin seinen Namen. Die Direktoren Meinhard und Bernauer haben niemals bestritten, dass sie Strindberg, Wedekind und Bernard Shaw nicht im Theater in der Königgrätzer Straße hätten aufführen können, wenn sie sich nicht aus den vollen Kassen des Berliner Theaters hätten bedienen können, die ihnen dank der zündenden Musik Walter Kollos jahrzehntelang zur Verfügung standen. Wohl hatte er exzellente Autoren an ihnen, die nicht zum kleinsten Teil zu den großen Erfolgen beigetragen hatten, aber die Zeit ist ein „Fingerhakeln“, in dem mein Vater sich schließlich als der Stärkste erwiesen hat. Die Stücke zu seinen Kompositionen sind fast alle untergegangen, geblieben ist, was er geschaffen hat: Musik.

Das Werk meines Vaters und sein Name, wie seine Legende, wuchsen noch über seinen Tod hinaus, wovon dieses Buch hier Zeugnis gibt, und ließ vieles und viele hinter sich, die einmal mit ihm gelebt und um die Palme gerungen hatten.

Der es vielleicht am wenigsten unter ihnen gewollt hatte, dem wurde sie gereicht.

Hier will ich nun endlich beginnen, was ich mir vorgenommen hatte, zu erzählen: meines Vaters und meine Geschichte, im Rahmen unserer gemeinsamen Zeit.

Im Sarg meiner Großmutter

Willis Geburt in Königsberg

und seine Ankunft im Berlin des Jahres 1907

Ich wurde im Tragheimer Ausbau, einer neu entstandenen Siedlung am Rande Königsbergs, im Elternhaus meiner Mutter geboren. Meine Eltern sollte ich erst drei Jahre später kennen lernen. Als ich am 28. April 1904 das Licht der Welt erblickte, war ich noch blind und konnte mir von meiner Mutter kein Bild machen. Als ich langsam meine Umgebung zu erkennen begann, war sie fort. Nach Posen hin, wo sie in einem Gesangs-Etablissement, kurz „Tingeltangel“ genannt, ein Engagement absolvierte.

Ich wurde in der kleinen Kirche in Tragheim getauft. Das Kirchenregister enthält die Namen Richard Wagners und Minna Planers, die dort, während einer abenteuerlichen Reise, geheiratet hatten. Es war wohl das erste Mal, dass die Namen Kollo und Wagner in Nachbarschaft gerieten.

Der erste Mensch, den ich wahrnahm, der meinen Sinnen ersten Geruch und erstes Geräusch vermittelte, war meine Groß-mutter, meiner Mutter Mutter. Wie auf einer verdunkelten und unscharf gewordenen Fotografie sehe ich sie, meine geliebte Großmutter, um mich, ein Kind von drei Jahren, herumhuschen und arbeiten. Ich höre noch heute das Rauschen ihres grauen Rocks, wenn sie an mir vorbeistreifte. Ich sehe noch heute ihr freundlich-zärtliches Lächeln, wenn sie von ihrer Nähmaschine zu mir herüber blickte. Ich spielte in einer Ecke des einzigen Raumes. Ich kannte niemanden, ich sah nur sie, hörte nur sie, liebte nur sie. Es waren meine glücklichsten, weil behütetsten Jahre. Ich wurde geliebt.

Meine Großmutter war eine Lillian Gish der 1880er Jahre. Ihr einfach gerahmtes Bild zeigt unter schlachtem Madonnenscheitel ein Mädchengesicht, süß, zart, fromm; die Hände sanft gefaltet in den Schoß gelegt. Kleine, schmale, verarbeitete Hände, die viel im Leben hatten tun müssen. Diese zarte und so sanfte Person hatte mit ihrem gebrechlichen Körper acht Kinder zur Welt bringen, sie hatte sie allein versorgen und aufziehen müssen. Acht kräftige, gesunde, sogar schöne, teils recht ungebärdige Kinder, die sie allein zu bewältigen hatte. Vier davon gingen nach ihr, sie waren still und sanft. Die vier anderen, darunter an der Spitze als die älteste meine Mutter, gingen nach meinem vitalen und jähzornigen Großvater.

In meiner Erinnerung war die Hervorstechendste von den Geschwistern meiner Mutter Tante Grethe. Sie war sehr viel jünger als meine Mutter und kam von meiner Großmutter her. Sie hatte ein wunderbares Gesicht mit zarter Haut, in deren Alabaster nur wenige, ganz blasse Sommersprossen sich abzeichneten. Sie hatte tiefblaue, ins Grünlische gehende Augen von einer inneren Reinheit wie ein Waldsee, der, umschlossen vom Grün des ihn umgebenden Laubes, gefährliche Schwermut in sich birgt. Ich habe diese meine junge Tante Grethe immer wie eine Skulptur angestaunt, so schweigend war alles an ihr. Ihr Lächeln war sanft und traurig. Man konnte mit ihr nicht sprechen wie sonst mit irgendeinem Menschen. Sie stand stets wie hinter Glas. Unzugänglich und nur in sich selber atmend. Eine tiefe Einsamkeit war um sie und es war mit Händen zu greifen, dass sie auf Erden nichts zu suchen und nichts zu finden haben würde. Ihre Schönheit war von der Art, die kein Mann zu begehrn wagte. Sie ging als Erzieherin in einen Königsberger Haushalt. Ein dort ein- und ausgehender Freund des Hauses, wohlhabend, tüchtig

und unaufrechtig, verlobte sich mit ihr. Sie sah in ihm den Menschen, der sie herausführen würde, aus ihrem großen Eingesperrtsein, in die Welt. Er war all ihre Hoffnung nach außen. Als sie erfuhr, dass er mit der Hausfrau ein Liebesverhältnis hatte und sich mit ihrer gemeinsamen Verlobung nur gegen das Misstrauen des Gatten, seines Freundes, abzuschirmen gedacht hatte, entzog sie sich diesem so tief gemeinen Betrug auf die edelste Art. Sie nahm Gift und starb lautlos, ohne je zu irgendeinem der Ihren ein Wort des Auflehns, der Klage, des Hilfeverlangens gesagt zu haben.

Man begrub sie ohne Schmerz, aber in schweigender Trauer.

Alle diese einfachen Menschen, die ihre Brüder und Schwestern waren, fühlten, dass hier etwas Besonderes geschehen war. Dass sie tief begründet aus einer Welt gegangen war, die ihr nichts zu bieten hatte und ihr nie etwas zu bieten gehabt haben würde. Sie war zu schön, zu sanft, um – nicht wahr zu sein.

Grethe –

Mein Schicksal zeigte von Anfang an sichtbares Vergnügen am Dramatischen und so sehe ich noch die kleine Arbeiterstube vor mir, in der meine Großmutter, es muss schon stark in der Dämmerung gewesen sein, da die Dunkelheit vordrang, bei einer Näharbeit saß, von einer Petroleumlampe beleuchtet. Plötzlich blickte sie auf. Ein fremder Mensch stand in der Tür, durch die man das Haus unmittelbar von der Straße her betreten konnte. Das Haus lag fernab von allem. Meine Großmutter fragte den Fremden, was er wolle. Er antwortete nicht. Über dem Raum lagerte plötzlich eine unheimliche Spannung, eine sich schnell verdichtende Angst. Kinder sind starke Empfänger. Jede Empfindung desjenigen, unter dessen Schutz sie gestellt sind, teilt sich ihnen mit aller Intensität mit.

So kann ich mich heute noch des Gefühls des Grauens entsinnen, das meine einsame Großmutter erfasst haben muss. Ich hörte ihr Herzklopfen. Einen in der Dämmerung schweigend dastehenden und nicht antwortenden Fremden würde jedermann als unmittelbare Gefahr ansehen. Es war die Zeit, in der noch überall die Legende von Jack the Ripper lebendig war, mochte dieser auch in London gemordet haben. Damals war die Welt noch klein. Ein Mörder reichte hin, um die Frauen in aller Welt in die Furcht zu versetzen, ihm zu begegnen. Diese Angst mag auch meine Großmutter erfasst haben. Ich sehe noch heute vor mir, wie sie die Petroleumlampe entschlossen in die Hand nahm, einen Augenblick lang zögernd innehielt, wie um dem Fremden ein Ultimatum zu stellen. Dann schleuderte sie die brennende Lampe, von Energie erfüllt, diese kleine Person, in die Richtung der Tür. Die Lampe verlöschte im Aufschlagen. Der Fremde war fort. Meine Großmutter sammelte kniend die Scherben in ihren Rock.

Acht Kinder hatte sie und einen gewalttätigen Mann. In dieser Stunde war niemand neben ihr.

Meine Großmutter starb, knapp fünfzig Jahre alt, verbraucht, missbraucht, und wohl auch misshandelt. Man fand nach ihrem Tode ein Heft mit Gedichten, die sie heimlich geschrieben hatte. Mögen sie keinen literarischen Wert gehabt haben, so zeigt doch ihr Vorhandensein, einem wie grausamen Schicksal diese zarte, mädchenhafte Frau anheim gegeben war.

Von ihr schreibe ich mich her. Nicht meiner Mutter oder meinem Vater fühle ich mich im Innersten verwandt, sondern dieser Großmutter.

Als meine Mutter, erst nach ihrem Tode, kam, um mich zu holen, fand sie die Stube leer. Es stand nur der Sarg darin. Ich saß spielend zu Füßen meiner Großmutter. Ich war über einen Stuhl hinauf in den Sarg geklettert. In ihre Nähe.

Dort spielte ich mit meinen Sachen. Sie war immer still gewesen, hatte nur hier und da ein Wort gesprochen. Für mich war sie nicht tot, sie war ja da. Sie war der einzige Mensch gewesen, der immer um mich war, mich angezogen und entkleidet und geküsst hatte. Nun schließt sie. Ich war still, damit ich sie nicht störte.

So fand mich meine Mutter. Eine Fremde. Ich sah sie groß an, um ihr zu bedeuten, dass meine Großmutter schliefe. Aber sie riss mich entsetzt aus dem Sarg, viel zu hastig, viel zu wild. Er wurde geschlossen, damit ich nie mehr darin spielen könnte.

Als sie mich später bei der Hand nahm und ich, adrett angezogen, trippelnd das niedrige kleine Arbeiterzimmer meiner Kindheit verließ, hatte ich dieser Art von großmütterlicher Liebe für immer den Rücken gekehrt.

Wir fuhren noch nachts in einem Bummelzug nach Berlin, der an jeder Station anhielt. Wie ich die Furcht meiner Großmutter bedrohlich gespürt hatte, so drang an mich nun die steigende Nervosität meiner Mutter heran, die mit mir allein im Coupé saß, mit glühendem Gesicht und unsteten Augen, und Angst hatte, es könnte irgendjemand dazu steigen und uns etwas antun. Sie rief den Schaffner, der sich, da sie eine sehr hübsche Frau war, zu uns setzte und beruhigend mit uns sprach. Dann erhob er sich, versprach, nach jeder Station nach uns sehen zu wollen, und verschloss die Tür nach draußen. Er riegelte das Coupé so ab, dass auch aus dem übrigen Zug niemand unser Abteil betreten konnte. Der ganze Zug war nahezu leer.

So fuhr er endlich im Zielbahnhof ein. Ich war, übermüdet und erregt von der unbeherrschten Hektik meiner Mutter, eingeschlafen. Als ich erwachte, war ich in Berlin. Morgens um 5 Uhr, 1907.



Willi Kollo, 1907

Der Mann, von dem meine Mutter sagte, dass er mein „Papa“ sei, sagte lächelnd: „Da bist du ja!“ Er strich mir über das Haar, tätschelte mir leicht die Wangen und ging in ein anderes Zimmer. Daraus ertönte anschließend Musik. Ein Klang wie silberner Harfenton, wie aus Himmelssphären, bannte mich. Es war Klavier, was ich erstmals hörte. Meine Mutter sagte, das sei Papa, der da spielt. Er sei ein Komponist. Was das war, wusste ich nicht, aber ich traf, ahnungsvoll kombinierend, das Richtige. Mir schien, dass mein Papa ein netter Mann war. Seine Hand war warm gewesen. Er strahlte Ruhe aus und Leichtigkeit und Scherz. Ich zog ihn, ohne dass ich es noch wusste, meiner aufgeregten Mutter vor, und es blieb so.

Ich war mit meiner Mutter in Berlin angekommen. Noch schien ich es gut getroffen zu haben.

„Tante Wulff“, die Dame des Hauses, bei der ich nun mit meinen Eltern in Berlin in der Potsdamer Straße 54 wohnte, war meiner Großmutter so ähnlich, als wollte mir das Schicksal den Übergang leicht machen. Auch sie trug einen Madonnenscheitel, auch sie war klein und zierlich, auch sie war zärtlich und freundlich, freilich auf viel flottere, beschwingtere Weise als meine still hin und her huschende, schweigend hantierende Großmutter. Die Tochter des Hauses, Franziska, berlinisch „Fränze“ genannt, war eine lustige Person. „Onkel Wulff“ mit seinem großen Schnauzbart erwies sich als sanft und freundlich. Wenn er allabendlich auf den Glockenschlag pünktlich nach Haus kam, brachte ich ihm, einem kleinen Hund ähnlich, die großen Flauschpantoffeln, die er behaglich anzog, um dann seine Brille aufzusetzen und nach der Zeitung zu greifen. Inzwischen bewunderte ich draußen im Korridor die große Ledertasche, die er bei Tage umhatte und in der er, wie ich hörte, unerhörte Summen betreute. Darüber hing seine Firmenmütze mit der blanken Messingaufschrift und dem spiegel-blanken Sonnenschild.

Übrigens war auch meine Mutter, die ich ja nun erst kennen gelernt hatte, offensichtlich eine lustige, lebhafte Person, denn wo immer sie eintrat, dort wurde schnell gelacht, sodass ich mitlachte, ob ich nun die Worte verstand oder nicht. Sie ging immer wie der Wind daher, war hier und da und alles in allem war sie zu schnell, als dass ich einen warmen Blick oder ein zärtliches Wort hätte abbekommen können. Aber das machte noch nichts. Sie war ja meine „Mutti“ und die Kühle, die von ihr ausging, gehörte eben zu ihr.

Im Haus in der Potsdamer Straße 54 lag unten ein Schuhgeschäft und neben einem Korsettgeschäft eine Filiale der Kaffee-Firma „Zuntz sel. Witwe“.

Ich zerbrach mir den Kopf über die Firmierung und hielt die schlanke Verkäuferin, die zu mir stets so freundlich war, für Frau Zuntz persönlich. Sie trug stets eine in reichen Jabots auslaufende schwarze Seidenbluse mit einem zarten Gaze-Kragen, der von Fischbeinstäbchen gehalten wurde. Als ich meinen Papa fragte, wieso sie „Zuntz selige Witwe“ heiße, erklärte er mir das derart, dass ich für die Zukunft Humor erfahren durfte. Der alte Herr Zuntz, sagte er, sei gestorben und habe seiner Frau alles an Geld, an Kaffee und Filialen hinterlassen, was er zuvor besaß. Er sei schon recht alt gewesen und habe seine Frau, die Witwe, oft daran gehindert, so lustig zu sein, wie sie es verdient hätte. Da er nun gestorben und sie im Besitz seines ganzen Reichtums sei, noch dazu allein und frei, in einer Welt voll hübscher junger Männer, sei es ganz natürlich, dass sie darüber als Witwe selig sei. Um das allen zu zeigen, nenne sie sich darum „Zuntz sel. Witwe“. Das leuchtete mir ein. Ich muss sagen, dass es mir bis heute eingeleuchtet hat. Wenn es auch später plausiblere Erklärungen gab, so halte ich doch auch jetzt noch die meines Vaters für die plausibelste.



Potsdamer Str. 54, Filiale A. Zuntz sel. Witwe

Wie ein riesiger Regenbogen stand zu dieser Zeit die Kunst über Deutschland und wie dieser schillerte sie in vielen Farben. Nicht nur wuchsen aus den Inszenierungen Otto Brahms und Max Reinhardts bedeutende Schauspieler überall wie Pilze aus dem Boden, als hätten sie nur auf ein geheimes Zeichen gewartet; auch der Roman, der in Deutschland spät, mit Fontane erst, eingesetzt hatte, wurde durch den jungen Thomas Mann sogleich zu seinen äußersten Möglichkeiten geführt.

Eine weitere Farbe des Regenbogens war die Operette. Von Wien aus hatte Lehárs *Die lustige Witwe* einen Siegeszug durch die Welt angetreten. Die damalige politische Lage war gut karikiert mit dem Attaché Danilo, der eine reiche Dollarwitwe unbedingt heiraten sollte, bloß weil sonst ein montenegrinischer Staat in Finanznot untergehen würde. Die Verhältnisse auf dem Balkan zeichneten sich darin vergnüglich ab. „Lippen schweigen, ’s flüstern Geigen“ und „Heut geh’ ich ins Maxim, da bin ich sehr intim“ beherrschten die Tanzorchester der Welt und „Vilja, o Vilja, du Waldmägdelein“ die Kehlen der Sängerinnen; es ist heute sehr bemerkenswert, dass das Libretto der berühmten Operette durchaus nicht „in der Luft hing“, sondern in der damaligen Wirklichkeit angesiedelt war. Je weiter wir uns nach den Ersten Weltkrieg von dieser Wirklichkeit entfernt haben, desto mehr musste auch diese Operette ihre Magie verlieren, um schließlich nur noch von der Musik zu leben. Spätere Autoren haben nicht begriffen, dass der Erfolg eines Stückes ausschließlich darin liegt, dass es die jeweilige Wirklichkeit so unterhaltend wie möglich zeichnet. Schließlich ist das Medium Operette an dieser mangelnden Einsicht fast zugrunde gegangen. Oskar Straus holte zu einem Gegenschlag gegen Lehár aus und feierte mit seinem *Walzertraum* Triumph. Auch hier war der Leutnant Niki, der die bezaubernde Geigerin Franzl aus Standes-